

Feierabend.

Unterhaltungs-Beilage
der
„Sächs. Volkszeitung“.

Nr. 27.

Sonntag, den 2. Juli.

1905.

Goldene Schranken.

Frei nach dem Englischen von Clara Rheinau.

5. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Es lag keine Klage in ihren Worten. Sie konstatierte nur eine Tatsache mit einer Einfachheit, die ihn mehr rührte, als Tränen. Sie war häßlich, — er mußte es zugeben. Aber welches Mädchen wäre nicht häßlich in einer solch dürftigen, unordentlichen Kleidung und ohne jede Spur der weiblichen Anmut, die so oft die wirkliche Schönheit erzeigte. Sein Herz quoll über vor Mitleid und Enttäuschung, aber er bezwang sich und sagte ruhig: „Wollt ihr alle miteinander heute Morgen einen Spaziergang mit mir machen? Ich werde für das Frühstück sorgen und euch wohlbehalten wieder nach Hause bringen. Gefällt euch dieser Vorschlag?“

„Und ob er uns gefällt!“ entgegnete Mabel, „aber wir können uns nicht mit dir sehen lassen. Nicht um die Welt würde der Vater uns mitnehmen, die Knaben haben so schäbige Kleider.“

Diesen Einwand ließ Ralph nicht gelten und laut jubelnd entfernte sich die kleine Schar, um sich zum Spaziergang zu rüsten.

Inzwischen ließ Ralph Frau Foster zu einer Unterredung in das Speisezimmer bitten. Von ihr erfuhr er mehr, als Mabel ihm sagen konnte oder wollte.

Frau Godwin und die kleine Vera, das hübscheste von allen Kindern — waren vor sechs Jahren gleichzeitig an Diphtheritis gestorben und von diesem Tage an hatte außer Frau Foster sich niemand mehr um die Kinder bekümmert. Es war nur eine Version der alten Geschichte: französische Köche, exquisite Dinners, Rassepferde, jeder erdenkbare Luxus für den Vater — Vernachlässigung und Entbehrung für die Kinder.

Schweigend hörte Ralph diese Erzählung an und gerade, als Frau Foster geendet hatte, traten die Geschwister, für den Ausgang gerüstet ein.

Die armen Kinder! Seit Jahren hatten sie ein solches Vergnügen nicht mehr gekannt. Vor allem ging es in ein Restaurant, wo ihnen ein Frühstück vorgesetzt wurde, das ihre Augen strahlen machte. Dann führte Ralph sie in eine Konditorei und erlaubte ihnen, nach Herzenslust zu essen, und noch ihre Taschen mit Süßigkeiten zu füllen. Aber die Freude der Mädchen erreichte ihren Höhepunkt, als sie bei einer wohlbekannten Modistin eintraten und mit neuen Hüten beschenkt wurden.

Ralph hatte sie alle während dieser Zeit scharf beobachtet und begleitete sie jetzt nach Hause mit dem Versprechen, am nächsten Tage wiederzukommen. Er küßte der Reihe nach die häßlichen Gesichter und war tief bewegt, als Mabel in kurz angebundener Weise bemerkte: „Seitdem die Mutter tot ist, hat mich niemand mehr geküßt, außer den Kindern. Ich bin eben zu häßlich.“

„Sage das nicht mehr,“ entgegnete Ralph. „Benutze nur mehr Sorgfalt auf deine Kleidung und dann sieh, ob du in deinem neuen Hut dich noch häßlich nennen kannst.“

Die arme Mabel glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. Ralphs Worte beglückten sie und mit einem dankbaren Blick ihrer traurigen Augen sagte sie ihm Lebewohl.

„Ein kolossal netter Mensch,“ begann Percival, als Ralph außer Hörweite war, „aber er ist noch etwas grün. Er sah gar nicht, daß Wilfred schon alle Taschen voll Schokolade gestopft hatte und dann vorgab, er habe nichts und noch eine zweite Portion dazu nahm. Und auch du warst schlau, Mabel, du wähltest kolossal teure Hüte und er sagte nichts dazu. Er muß einen Wagen voll Geld haben oder vielleicht bezahlt er die Sachen gar nicht.“

Einem Sohne Percival Godwins lag dieser Gedanke nahe, aber Mabel rief entrüstet: „Ungezogener Jungel! Wie kannst du so von Ralph sprechen? Siehst du nicht, daß er ganz anders ist, als wir? Und was die Hüte anbelangt, so dachte ich wirklich nicht an den Preis. Ich wählte sie, weil sie mir gut gefielen. O, was muß er von uns denken,“ fügte sie seufzend bei. „Ich schäme mich zu Tode.“

„Guter Gott, Mabel, mache doch nicht so viel Lärm um nichts!“ rief Wilfred. „Wir sind seine lieben Geschwister und müssen suchen, möglichst viel aus ihm herauszuschlagen. Morgen ziehe ich meine ältesten Kleider an, vielleicht staffiert er mich neu aus bei seinem Schneider.“

Wilfred lachte, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen, aber Mabel war dem Weinen nahe. Zum erstenmal sah sie ihre Geschwister in ihrem wahren Lichte und erkannte mit Schrecken, was aus ihnen werden würde, wenn diese bösen Anlagen sich ungehindert weiter entfalten könnten. Sie beschloß, mit Ralph darüber zu sprechen und zog sich auf ihr Zimmer zurück, um in der Einsamkeit ihre erregten Gedanken und Gefühle zu beschwichtigen.

Am folgenden Tage fand Ralph sich erst zu später Nachmittagstunde in der Green Street ein. Sein erster Anblick war eine mit vielem Gepäck beladene Droschke und daneben sein Vater, der mit dem Kutscher um das Fahrgeld handelte. Ralph erkannte ihn sofort, denn trotz seines ausschweifenden Lebens hatte er sich nur wenig verändert. Er trat dicht hinter ihm zur Haustüre hinein und als sie in dem Flur einander gegenüber standen, fragte er ruhig:

„Du erkennst mich nicht mehr, Vater?“

„Natürlich,“ schnarrte Godwin, aufs unangenehmste überrascht, „und ich bedauere, dich wiederzusehen. Warum kamst du hierher?“

„Um Mabel zu besuchen. Ich meinsteilts freue mich, dich getroffen zu haben, denn nach meiner langen Abwesenheit habe ich dir vieles zu sagen.“

„Das verstandest du immer prächtig,“ erwiderte sein Vater in etwas liebenswürdigem Tone. Er sah ein, daß Ralph ein ganzer Mann geworden war. Sein festes Auftreten imponierte ihm tatsächlich und als er ihn sogar einlud, im Hotel Albert mit ihm zu dinieren, klärte sich seine Miene auf. Das war ein guter Anfang. Lieber wollte er seines Sohnes Gast sein, als diesen zu sich einladen.

„Mit Vergnügen werde ich mich einfinden,“ erklärte er mit seinem bezauberndsten Lächeln. „Ich bin nur heute abend in London. Morgen gehe ich zur Jagd nach Merrickhall.“

In diesem Augenblicke erschien Mabel und alle drei traten in das Speisezimmer ein. Aber das junge Mädchen war so schüchtern und schweigsam, daß Ralph sich sehr bald wieder verabschiedete.

In sein Hotel zurückgekehrt, bestellte er ein Diner für zwei Personen — es sollte ihm bei seiner schweren Arbeit behilflich sein. Er war fest entschlossen, koste es was es wolle, seinen Vater zu bestimmen, den armen Kindern wenigstens die gewöhnliche väterliche Sorge zu widmen.

Percival Godwin ahnte nicht im entferntesten, was seiner wartete. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, daß ein junger Mann, wie Ralph, sich um eine Schaar vernachlässigter Kinder kümmern könne. Er war deshalb sehr unangenehm überrascht, als sein Sohn gegen Ende des Mahles dieses Thema zur Sprache brachte.

Erziehung — Unterricht — das alte Lied! — Wollte Ralph ihn ruinieren, daß er ihm mit solchen Anschlägen kam? Mußte denn dieser Sohn ewig sein lästiger Mahner sein?

„Wenn du mir nur sagen wolltest, woher das Geld zu diesen Dingen kommen soll,“ brach es ärgerlich von seinen Lippen.

„Von ihrer Mutter — sie besaß dessen eine Menge,“ war die kühle Entgegnung.

Ein Achselzucken berichtete, was daraus geworden war.

„Ich will dir etwas sagen, Ralph,“ sprach Godwin nach kurzer Pause weiter, „wenn du Lust hast, die Rangen zu erziehen, so will ich sie dir mit Vergnügen abtreten.“

„Danke,“ sagte Ralph kurz, aber es lag ein Ausdruck in seine Zügen, vor dem des Vaters unruhige Augen sich senkten. „Glaubst du, daß ich all diese Jahre in Indien lebte und mir selbst das Nötigste versagte, um nun, da meine Rückkehr möglich geworden, deine sämtlichen Verpflichtungen zu übernehmen? Ich zahlte dir bei Geller und Pfennig meine eigenen Erziehungskosten zurück, aber glaubst du, daß mein kleines Einkommen auch noch ausreiche, deine anderen Söhne zu erziehen? Und dennoch muß etwas für die armen Kinder geschehen und zwar durch dich. Möchtest du,“ fuhr er leidenschaftlich fort, „die Schuld auf dein Gewissen laden, fünf Kinder, und zwar deine eigenen, dem Untergang geweiht zu haben? Ich war gestern vier Stunden mit ihnen zusammen — lange genug, um zu entdecken, daß die Knaben grundverdorben aufgewachsen und daß die beiden jüngeren Mädchen roh sind. Mabel ist ungebildet und unordentlich, aber sie verleugnet trotzdem ihre höhere Abkunft nicht. Und was noch mehr ist, sie hat ein gutes Herz und strebt nach Besserem. Was gedenkst du für deine Kinder zu tun?“

„Du scheinst meine Familie merkwürdig beobachtet zu haben. Meinetswegen will ich die ganze Bande in eine Kostschule schicken.“

Ralph war entrüstet. Er dachte an die Rassepferde, den französischen Koch, die Jagdvergnügungen, und seine Züge drückten ziemlich deutlich seine Gedanken aus.

„Wie du willst,“ sagte er, „es sind deine Kinder, nicht die meinigen, nicht ich, sondern du hast die Verantwortung für sie. Wenn sie lasterhaft ohne feste Grundsätze aufwachsen und deinen Namen schänden, darfst du dich ihrer nicht schämen, denn du trägst die Schuld daran. Ich habe mit dir gesprochen, wie ein Sohn nicht mit seinem Vater sprechen sollte, aber ich konnte nicht anders. Ich werde dieses Thema nie wieder berühren.“

„Warum tatest du es denn überhaupt?“ rief Godwin unmutig; aber schon in der nächsten Minute schien er sich eines Bessern zu besinnen. Das feine Mahl und eine Bigarre ersten Güte fingen an, ihre beruhigende Wirkung auf ihn auszuüben.

„Ralph,“ sagte er, vertraulich näher rüdend und seine Stimme dämpfend, „Godwinhall ist auch noch da.“ —

„Gewiß, und zwar im Besitze Wilfred Godwins.“

„Aber er hat nur eine Tochter. Nichts und niemand steht zwischen ihm und mir.“

„Ausgenommen die Tatsache, daß er etwa 45 Jahre zählt und du — hm, einige Jährchen mehr; daß er Wittwer ist und sich wieder vermählen kann — das ist alles.“

„Nicht so rasch, mein fluger Herr Sohn, das ist nicht alles. Es gibt noch eine Tatsache, die du entweder nicht kennst nicht kennen willst. Wilfred ist sehr krank.“

„Gast du ihn gesehen?“

„Nein, aber ich weiß es aus sicherster Quelle. Doch er selbst glaubt nicht an sein Kranksein und schont sich nicht im entferntesten. Edwinhall ist ein schöner Besitz. Vor nicht gar langer Zeit war ich einmal drüben und sah auch die kleine Tochter — ein hübsches Kind oder junges Dämchen, sollte ich sagen. Wenn ihr Vater sie zu viel allein läßt, wird eines Tages der Prinz kommen und die Schöne entführen. Ralph — könntest du nicht der Prinz sein?“

Der junge Offizier errötete bis zu den Schläfen. Es war ihm unerträglich, seinen Vater in diesem Tone von dem Mädchen reden zu hören, dessen Liebes Gesichtchen ihn seit den letzten drei Tagen unablässig verfolgte.

„Du vergißt,“ sagte er kalt, „daß ich kaum in der Lage bin, die Rolle des Prinzen zu spielen.“

„Und warum nicht? Du bist ein hübscher Junge, der recht wohl weiß, wie man sich einem jungen Mädchen angenehm macht. Und, meiner Treu, einen Willen hast du, für den es keine Hindernisse gibt. Was das Geld betrifft, nun, das würde sie haben. Wilfred ist ein sehr reicher Mann.“

„Und ich sollte in meinen Lebensverhältnissen von meiner Frau abhängig sein? Das könnte ich nie ertragen, Vater.“

Dieser zuckte die Achseln.

„Du warst stets etwas sentimental veranlagt,“ sagte er verächtlich, „aber ich glaube, du würdest anders reden, wenn du die junge Prinzessin gesehen hättest.“

Ralph erwiderte nichts, aber er willigte ein, den Vater in seinen Klub zu begleiten. Unterwegs drehte sich ihre Unterhaltung nur um gleichgültige Dinge und als sie Ball Mall erreichten, waren sie nach außen die besten Freunde.

Allein trotz seiner anscheinend gleichgültigen Worte hatte Ralph seine Stiefgeschwister nicht vergessen.

7.

In dem hübschen Salon ihres kleinen, aber reizend ausgestatteten Hauses in Mayfair sah Frau Martell, in ernstes Sinnen versunken. Nur noch drei Tage der Freiheit, dann würde sie Frau Wilfred Godwin sein! War diese Aussicht verlockend? Bedeutete sie nicht ein Leben an der Seite eines fränklichen, gereizten Mannes? Denn, ach, die Wahrheit lag zutage. Erst gestern hatte Wilfred ihr gestanden, daß seine Gesundheit erschüttert sei.

Diese Mitteilung bedrückte ihr Gemüt und sie erwartete mit einer gewissen Unruhe ihren Verlobten, der ihr versprochen hatte, heute zum Gabelfrühstück zu kommen. Und nun war es beinahe 4 Uhr geworden. Warum ließ er sie so lange warten?

Langsam schlichen die Stunden dahin. Da, gerade als die elegante Standuhr auf dem Kamin sieben schlug, wurde die Türschelle heftig angezogen.

„Das muß Wilfred sein,“ rief die Dame erfreut und eilte hinaus. Aber es war nicht der Erwartete. Mit ungewöhnlich ernster Miene kam Frank Mitford die Treppe herauf und sie ahnte augenblicklich eine schlimme Botschaft.

„Wilfred ist erkrankt,“ begann Mitford, sofort zur Sache kommend. „Ich wollte ihn besuchen und fand ihn bewusstlos auf seinem Stuhle. Ich ließ sogleich den Arzt rufen und er befindet sich jetzt wieder leidlich wohl.“

Frau Martell atmete erleichtert auf. Sie hatte eine noch schlimmere Nachricht erwartet.

„Und wie sprach sich Doktor Richardson über Wilfreds Zustand aus?“

„Das wird Ihnen Wilfred morgen selbst sagen,“ entgegnete Frank in teilnehmendem Tone. „Inzwischen beunruhigen Sie sich nicht. Der Patient ist außer Bett, will aber heute abend niemand um sich sehen, als seinen chinesischen Diener, der auch ein wahres Kleinod zu sein scheint.“

(Fortsetzung folgt.)

Zu frühe, ach zu frühe.

Du stand'st in deiner Jugend Brangen,
Bist ach so früh schon heimgegangen,
Ein Blümlein, das der Reif der Nacht
Hat umgebracht
Zu frühe, ach zu frühe!

Die Rosen rot, sie sind verblichen,
Das frohe Lachen ist gewichen;
Auf deinem Antlitz rein und mild
Des Todes Bild
Zu frühe, ach zu frühe!

In deines Frühlings Maientagen
Ruht du der Welt schon Balet sagen;
Ruht nun von kurzer Wand'ung aus
Im engen Haus
Zu frühe, ach zu frühe!

An deinem Grabe stehn die Deinen,
Die du verläßt, betrübt und weinen.
Durch ihre Klagen tönt's zu dir
Noch für und für:
Zu frühe, ach zu frühe!

Joseph Rittche.

Rosen.

Novellette von Friedrich Sieck.

Nachdruck verboten

Fest war der Mannesschritt, der durch die Veranda
hallte und energisch der Türschluß.

Auf der Stirn des Kommerzienrates Dornbach lagert:
eine düstere Unmutswolke. Erst als seine Lieblinge, seine
Rosen, in strahlender Schönheit ihm ihren Morgengruß
zulächelten, zerstreute sich das drohende Gewölk. Milder
wurde sein Blick, aber er blieb verschleiert. Es war, als
wandle seine Seelenstimmung sich um in stilles Weh. Seine
Rosen, die ihm sonst das Herz lachen machten, selbst sie
hatten an Macht über ihn verloren, und hier und dort
trauerte schon eine hin aus Mangel an liebevoller Pflege.
Er bemerkte es nicht mehr, wo er sonst jeden einzelnen
Rosenstrauch hegte und pflegte, zwischen sein Herz und seine
Rosen war der Schatten einer Seelenverstimmlung gefallen,
der den Frieden seines Lebens störte.

Wie, wenn dieser Schatten ihn um die Freude an
seinen Rosen ganz bringen sollte, wenn mehr und mehr
sein Rosengarten verödete und sein Herz. — — —

Bei all seinem Reichtum dünkte er sich so arm, bei all
dem geschäftlichen Leben und Treiben so einsam. — —

Ihm fehlte Sonnenschein — die Sonne des Glückes
war weder in seinem Herzen, noch in seinem Hause auf-
gegangen und ohne Sonnenschein müssen Herz und Haus
veröden. Wie strahlend die Pracht der Rosen im Sonnen-
strahl! — Mildergeruch erfüllt die Luft im sommerlosen
Lebensdünster. — —

Rosen, zerpflückt und zertreten, lagen durch die Ve-
randa verstreut und dazwischen, die zarten Händchen frampf-
haft geballt, stand die Frau Kommerzienrat Dornbach.

„Buhlerin!“ zischte sie, ihren Fuß vernichtend auf die
Königin der Blumen setzend. „Buhlerin!“

Ein häßlicher Zug entstellte ihr junges, sonst so lieb-
liches Gesicht. Dann sank sie wie erschöpft in einen Sessel.
Durch das weißseidene Tuch um ihren Unterarm quoll ein
Blutstropfen.

Der greise Sanitätsrat Dr. Völkner trat in die offene
Veranda. Um seine schmalen Lippen spielte ein ironisches,
feines Lächeln, als sein Blick auf die zerpflückten und zer-
tretenen Rosen fiel.

„Eine Rosenschlacht?“ Unwillkürlich schien ihm das
Wort zu entfallen.

Frau Adele Dornbach wollte es nicht hören. Ein
müder, gleichgültiger Blick aus den halbgeschlossenen Augen
begegnete nichts sagend dem seinigen.

„Frau Kommerzienrat haben mich rufen lassen.“

Die Frau Kommerzienrat entblökte ihren Arm.

„Die häßliche Buhlerin hat mich verwundet, Herr Sa-
nitätsrat, als ich sie vernichten wollte, die Buhlerin —
die — die Rose.“ — —

„Flinke Läufer gab der Schöpfer dem Gäschen, Dor-
nen der Rose. — Also doch eine Rosenschlacht. Aber Buh-
lerin die Rose? Das ist neu.“

„Aber wahr, Herr Sanitätsrat. Sie, diese Buhlerin
allein hat mich um die Liebe meines Mannes gebracht.
Seine Rosen sind ihm alles, ich nichts. Sein Haus ist ihm
fremd, sein Rosengarten seine Welt, sobald er aus dem
Geschäft kommt. Seine Rosen hegt und pflegt er, für
nichts anderes hat er Sinn, sie füllen all seine freie Zeit
aus, diese, seine einzigen Lieblinge, und ich — —“

Müde und matt senkten sich wieder ihre Augenlider.

„Um diese Tugend Ihres Mannes würden tausende
Frauen Frau Kommerzienrat beneiden. Andere viel-
beschäftigte Herren suchen nach den Geschäftsstunden den
Stammtisch, die Spielbank auf zu ihrer Erholung — —
wenn sie ihr Haus anödet.“ —

„Herr Sanitätsrat! — Das ist grob!“ — —

„Verzeihung, Frau Kommerzienrat, der Schein trügt.
Wahrheit wird leider nur zu oft für Grobheit gehalten.
Man muß sich hüten, das Ding bei seinem rechten Namen
zu nennen an mancher Stelle, aber in Gesellschaft vorneh-
mer Damen pflegt man doch das Schöne und die Wahrheit
ist das Schönste.“ — —

Der Sanitätsrat untersuchte ihre Wunde am Arm.

„Eine Schramme,“ brummte er vor sich hin, „bedarf
des Arztes nicht, der in der Zeit schon ein Menschenleben
retten konnte.“ — —

Frau Kommerzienrat ließ den Arm müde in ihren
Schoß sinken. Aber wie aus einem langen Traum er-
wachend, öffnete sich ihr schönes Auge und wie wehmutsvoll
blieb ihr voller Blick an dem ernstesten Gesicht des Sanitäts-
rats haften, fragend — ohne Antwort.

„O, ich mag gar nicht mehr so leben! Die — die —!“
Dabei zerstampfte sie mit ihrem Fuße eine frische Rosen-
knospe. —

„Güten sich Frau Kommerzienrat vor der Rache der
Rose! Schrammen am Arm heilen wieder, Wunden im
Herzen sind vielfach unheilbar und die Rache der Rose trifft
ins Herz!“

„Rache der Rose — — trifft ins Herz? Herr Sanitäts-
rat!“ Als ob ihr Herz ausschrie aus Furcht vor der Rache
der Rose, so klang es. „Bin ich denn noch nicht unglücklich
genug?“

In ihrem Auge lag Hangen und Bangen. Das rührte
den alten Herrn, seine Stimme klang väterlich weich.

„Wie mancher sucht den Himmel und weiß ihn nicht zu
finden.“ Er zog einen Sessel heran und setzte sich neben sie.
Ein bittender Blick ihres Auges traf ihn. Sanft legte er
ihre Hand in die seinige.

„Frau Kommerzienrat, die Langeweile tötet. Streben
nur ist Leben. Lernen Sie die Kunst des Strebens und Sie
finden das Glück des Lebens.“ —

Ihre Hand zitterte in der seinigen, Erwachen ergoß sich
wie das Morgenwerden in der Natur über ihr schönes Ge-
sicht, leuchtend wie die Morgenröte, die dem Sonnenauf-
gang voraneilt.

„Wo — wo?“ hauchte sie leise, mit beiden Händen die
Hand des greisen Freundes umflammernd.

„Kommerzienrat Dornbach hat hunderte Arbeiterfami-
lien. — Welch ein Arbeitsfeld für ein edles Frauenherz!
— Rosen der Dankbarkeit erblühen auf den blassen Wangen
der Mütter und Kinder in der Arbeiterkolonie, wenn ein
guter Engel bei ihnen aus- und eingeht. Verkehren Sie in
diesem Rosengarten, Frau Kommerzienrat, wie Ihr Mann
in seinem Rosengarten, damit finden Sie beide im Reiche
der Königin unter den Blumen den Schlüssel zu Ihres Her-
zens und Hauses Glück.“ — —

Adele Dornbach war allein.

Auch das letzte Rosenblatt las sie auf mit liebender
Sorgfalt. Tränen! — die Rache der Rose? — —

